

Darmstadt,
29. Oktober 2008



Das Jahr 1968: Die geteilte Revolte

Darmstadt
Frankfurt
(Ost) Berlin
Prag
Warschau

Zwölftes deutsch-polnisches
Podiumsgespräch

mit
Štěpán Benda
Peter Benz
Gerd Koenen
Wolfgang Templin
Kazimierz Wóycicki
und als Moderator
Jürgen Vietig

Dokumentation des
überarbeiteten Podiumsgesprächs

DEUTSCHES
POLEN
INSTITUT

in Zusammenarbeit
mit dem
Auswärtigen Amt

Begrüßung

Meine sehr verehrten Damen und Herren, als einziger der Nach-68er mit Krawatte bin ich hier wohl ein Outlaw. Ich habe sie aber dennoch angelassen und begrüße Sie ganz herzlich zum 12. deutsch-polnischen Podiumsgespräch des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, das sich dem Jahr 1968 und der geteilten Revolte widmet. Ganz besonders herzlich begrüße ich die Damen und Herren Stadtverordneten und den Honorarkonsul der Slowakischen Republik, Herrn Donath.

Das Jahr 1968 bedeutet eine Zäsur in der europäischen Geschichte. Die Ereignisse von damals haben Kultur und Politik nachhaltig verändert, und die Erinnerungen daran stellen einen Kreuzungspunkt der Nachkriegsgeschichte in Ost- und Westeuropa dar, wie es unser Mit-Diskutant Gerd Koenen einmal ausdrückte. Gleichzeitig besteht jedoch ungeachtet der europäischen Einigung weiterhin ein halbiertes Bewusstsein Europas. Im Westen verknüpfen sich mit dem Datum Bilder von Protesten und Demonstrationen aus Paris, Frankfurt, Berlin, Mailand oder Berkeley. Im Osten regte sich seit 1953 das Enzym der Freiheit, um sich 1968 im »Polnischen März« sowie im kurzen »Prager Frühling« Bahn zu brechen. Der »Polnische März«, ein Protest gegen eine »antizionistische« Kampagne der kommunistischen Partei, wurde innerhalb weniger Tage niedergeschlagen, den »Prager Frühling«, den Versuch eines »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«, beendete der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen am 21. August 1968. Diese Siege jedoch waren Pyrrhussiege des sogenannten Realsozialismus. Insofern steht das Jahr 1968 inmitten einer Reihe von Revolten seit 1953 in der DDR, 1956 in Polen und Ungarn sowie 1970 und 1976 in Polen. Wenn von Umbrüchen und Aufbrüchen die Rede ist, muss natürlich auch das Jahr 1978, d. h. die Wahl des Erzbischofs von Krakau, Karol Wojtyła, zum Papst genannt werden, der für die Entwicklung des Realsozialismus und Europas in den achtziger Jahren eine entscheidende Rolle gespielt hat. Im Westen wiederum hatten die durch »1968« ausgelösten Veränderungen stärker Prozesscharakter. In der Bundesrepublik Deutschland gab es eher eine grundsätzliche Unzufriedenheit mit der konservativ-biedereren Grundverfasstheit der Gesell-

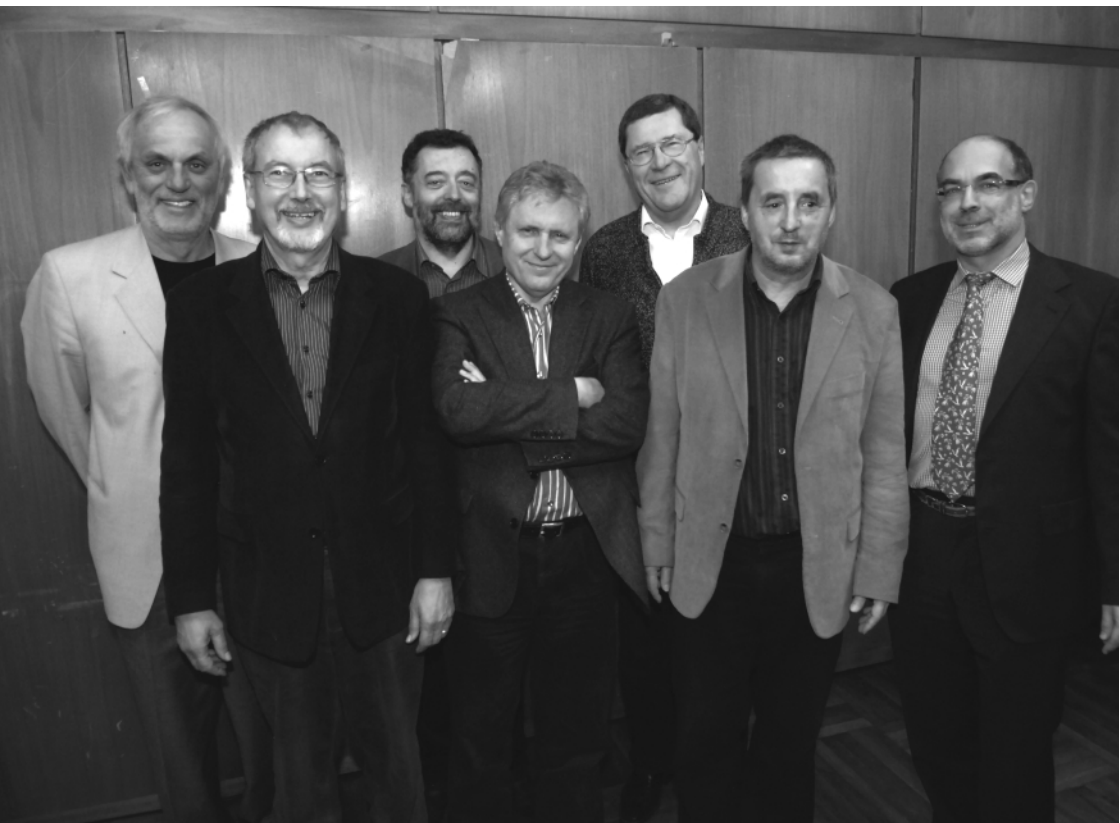


schaft und der noch 15 bis 20 Jahre nach dem Ende der Nazibarbarei mangelnden Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. Man sprach vom »Muff von tausend Jahren unter den Talaren«, um nur eines der vielen Schlagworte zu nennen, die geradezu paradigmatisch für die Diskussion über die Veränderungsbedürftigkeit der damaligen Bundesrepublik stehen.

Wer als Westdeutscher, Mitte fünfzig oder älter, in einem politisch sensibilisierten Milieu erwachsen geworden ist, stand den Ereignissen von 1968 in der Regel nicht unbeteiligt gegenüber. Meine Person mag für diese Zeit stehen: Gerade noch berührt von 1968, aber schon kein eigentlicher 68er mehr, nahm ich 1968 an einer der ersten großen Kölner Schülerdemonstrationen teil. Tausende von Schülern zogen damals durch die Kölner Innenstadt. Natürlich gab es dafür kein schulfrei, sondern die Teilnahme war mit Schuleschwänzen und einer Verwarnung durch den Direktor verbunden. Bei mir ging es auch nicht nur um Bildungspolitik, sondern mich faszinierten Persönlichkeiten wie Alexander Dubček, Josef Smrkovský, Jiří Hájek oder Eduard Goldstücker. Es war das Gefühl, dass in ganz Europa etwas von unten entstand.

Der Völkerfrühling und die Selbstbefreiung der Völker Mitteleuropas 1989 sind ohne das Jahr 1968 im Osten nicht denkbar. Heute Abend diskutieren wir mit Akteuren des Jahres 1968, sogenannten 68ern, von diesseits und jenseits der alten Systemgrenze in Europa über ihre politischen Ziele und ihre Wahrnehmung der jeweils anderen Seite im geteilten Europa dieses Unruhejahres. Es wird spannend sein, zwischen West- und Ostdeutschen, Polen und Tschechen das Gespräch zu suchen, und wir, das Deutsche Polen-Institut, freuen uns, kompetente Partner für unser Podiumsgespräch gefunden zu haben. Der Moderator der Podiumsdiskussion, Jürgen Vietig, auch er ein »68er«, wird sie im Einzelnen noch vorstellen. Ich sage von hier aus nur so viel: Ich freue mich sehr, dass Sie heute hier sind, Herr Štěpán Benda aus Berlin, früher Prag, Herr Peter Benz, den ich hier in Darmstadt nicht weiter vorstellen muss, Herr Dr. Gerd Koenen aus Frankfurt bzw. Tübingen, Herr Wolfgang Templin aus Berlin, früher Ostberlin, und Dr. Kazimierz Wóycicki aus Warschau. Ich gebe nun das Wort an Jürgen Vietig und wünsche Ihnen, verehrte Damen und Herren, einen interessanten Abend, jedoch nicht ohne zuvor dem Auswärtigen Amt für die großzügige Förderung der heutigen Veranstaltung gedankt zu haben.

Prof. Dr. Dieter Bingen
Direktor des Deutschen Polen-Instituts



*Von links: Štěpán Benda, Jürgen Vietig, Dr. Kazimierz Wóycicki,
Dr. Gerd Koenen, Peter Benz, Wolfgang Templin, Prof. Dr. Dieter Bingen*

Vietig: Vielen Dank, Dieter Bingen. Es ist richtig, alle sind 68er-Kombattanten, -Veteranen oder, wie man es heute eigentlich viel schöner nennt, -Zeitzeugen. Auch ich darf mich kurz vorstellen: Von 1967 studierte ich bis Mitte Januar 1968 an der Krakauer Universität und bin dann an die FU nach Westberlin gegangen. Gerd Koenen hat in einem Buch geschrieben: »Unter den historischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts bleibt 1968 das am wenigsten greifbare. Alle, die irgendwie dabei waren, hatten ihr eigenes ›68‹. Zu einem historischen Datum ist ›68‹ erst in der Erinnerung geworden, mehr als ein Jahrzehnt später.« Ich glaube, das ist eine völlig richtige Diagnose, und deshalb möchte ich die Anwesenden hier auf dem Podium bitten, zu Beginn dieses Gespräches jeweils zunächst ihr 1968 zu schildern, und zwar unter zwei Aspekten: Wie war jeder von uns in die Geschehnisse involviert und welches waren die Motive, sich damals zu engagieren? An erster Stelle würde ich gerne Herrn Benz um eine Antwort bitten. Er hat die Zeit in Darmstadt erlebt und wird damals womöglich auch auf einige der Besucher des heutigen Abends in der einen oder anderen Form getroffen sein.

Benz: Wenn über »68« diskutiert wird, dann entsteht in der Retrospektive gerne der Eindruck, 1968 sei alles mit einem Mal losgebrochen und die 68er, die so gerne apostrophiert werden, seien in diesem Jahr plötzlich wie aus dem Nichts auferstanden. Das ist nicht richtig. Ich bin 1962 in die SPD eingetreten und habe mich bei den Jungsozialisten engagiert. Zu diesem Zeitpunkt waren die Jungsozialisten noch ein sehr parteifremder Club, was sich dann insbesondere hier in Hessen-Süd änderte. Hessen-Süd war und ist vielleicht auch heute noch das Ferment der sozialdemokratischen Partei, sodass hier über gesellschaftliche Belange heftig diskutiert worden ist. Eines meiner ersten Erlebnisse in der SPD und bei den Jungsozialisten war 1962 die sogenannte Spiegel-Affäre, mit der man begann, das restaurative Adenauer'sche Fünfziger-Jahre-System in Frage zu stellen.

»Wenn über ›68‹ diskutiert wird, dann entsteht in der Retrospektive gerne der Eindruck, 1968 sei alles mit einem Mal losgebrochen und die 68er, die so gerne apostrophiert werden, seien in diesem Jahr plötzlich wie aus dem Nichts auferstanden.«

Peter Benz

Vietig: Sie müssen vielleicht ganz kurz für diejenigen, die das damals nicht miterlebt haben, erklären, was die Spiegel-Affäre war.

Benz: Es ging um einen kritischen Artikel im SPIEGEL über das NATO-Herbstmanöver, der überschrieben war mit dem Titel »Bedingt abwehrbereit«. Die damalige Bundesregierung unter Konrad Adenauer mit Franz Josef Strauß als Verteidigungsminister warf dem Autor Landesverrat vor, weil militärische Kenntnisse publiziert worden seien. Der Chefredakteur und Herausgeber Rudolf Augstein sowie sein Stellvertreter Conny Ahlers wurden verhaftet. Das Vorgehen verursachte ein enormes Aufsehen sowohl in Deutschland als auch im Ausland. Denn es war der Eindruck entstanden, dass die junge Demokratie der Bundesrepublik Deutschland



Peter Benz

dem SPIEGEL auf diese Art und Weise nicht nur einen Maulkorb umhängen, sondern eine kritische oppositionelle Stimme zum Verstummen bringen wollte. In Darmstadt gab es zu diesem Zeitpunkt keinerlei Opposition, sondern wir sind nach Frankfurt gefahren, wo eine kleinere Demonstration stattfand. Die Studenten waren zu diesem Zeitpunkt noch alle brav – ich habe in Erinnerung, wie sie damals

alle im Schlipsis auf dem Boden an der Hauptwache saßen. Die Spiegel-Affäre war ein Ereignis, das zu einer Politisierung auch in der SPD und bei den Jungsozialisten beigetragen hat. Solche aufkommenden harten politischen Auseinandersetzungen waren kennzeichnend für die sechziger Jahre. Es begann die Diskussion über die nationalsozialistische Vergangenheit. Ich erinnere an »Andorra« von Max Frisch, das 1960/61 mit großem Erfolg auf internationalen Bühnen gespielt worden ist. Ich erinnere an »Die Blechtrommel« von Günter Grass, der 1965 in Darmstadt den Georg-Büchner-Preis bekam. Und ich erinnere an Rolf Hochhuths »Der Stellvertreter«, der damit eine riesige Diskussion über die Haltung des Papstes zu der nationalsozialistischen Judendeportation entfachte. Gegen die Verleihung des Büchner-Preises an Grass demonstrierten hier in Darmstadt konservative christliche Gegner, die ihm Pornografie vorwarfen. Und wir Jungsozialisten haben wiederum gegen diese Leute demonstriert.

Schließlich begann ab 1965 die Diskussion um die Notstandsgesetzgebung. Offiziell hieß es, man wolle damit die alliierten Vorbehaltsrechte aufheben und mit der Aufnahme der Notstandsgesetzgebung in das Grundgesetz eigene Souveränitätsrechte festschreiben. Diese ganze Diskussion war gerade hier für die Jungsozialisten und für Hessen-Süd ein

ganz entscheidender Anlass, gemeinsam mit den Gewerkschaften und dem damaligen IG-Metall-Vorsitzenden Otto Brenner zu versuchen, die Notstandsgesetzgebung zu verhindern. Aber auch innerhalb der Partei und der seit 1966 regierenden Koalition gab es heftige Diskussionen. Die Große Koalition von 1966 ist ja in der SPD keineswegs überall auf Zustimmung gestoßen. Für viele war eine Konstellation mit einem Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, ehemals bekennendem Nationalsozialisten, und einem Außenminister Willy Brandt, anerkanntem Berliner Bürgermeister, der vor den Nazis nach Skandinavien hatte flüchten müssen, einfach nicht nachzuvollziehen. Und schließlich ist dann noch die Diskussion um den Vietnamkrieg zu nennen. Gegen Vietnam ist demonstriert worden, weil das älteste demokratische Land, Amerika, einen Vernichtungskrieg gegen ein Entwicklungsland führte und sich in innere Angelegenheiten von Nord- und Südvietnam einmischte. Das hat uns damals auf die Barrikaden gebracht. 1968 war im Grunde genommen der Höhepunkt und zugleich auch schon wieder das Kippen der ganzen Entwicklungen der sechziger Jahre.

»1968 war im Grunde genommen der Höhepunkt und zugleich auch schon wieder das Kippen der ganzen Entwicklungen der sechziger Jahre.«

Peter Benz

Vietig: Vielen Dank, Herr Benz. Herr Koenen, in Frankfurt kam man bei vielen Studenten aus all diesen Gründen, die Herr Benz angeführt hat, wahrscheinlich nicht auf die Idee, in die SPD einzutreten, sondern entfernte sich eher oder wurde gar von ihr zur Seite geschoben wie der Sozialistische Deutsche Studentenbund, zu dem Sie damals gehörten.

Koenen: Das ist richtig, wobei ich allerdings erst im Herbst 1968 aus Tübingen nach Frankfurt gegangen bin. Herr Benz hat bereits eine ganze Reihe von Stichworten angesprochen. Auch bei mir gab es diesen Vorlauf einer diffusen Politisierung.

In meinem Buch »Das rote Jahrzehnt« habe ich versucht, etwas Motivforschung zu betreiben. Herr Benz bezeichnete das Jahr 1968 als den Moment des Umkippens – für mich stellte es sich vielmehr als ein Prozess rasender Beschleunigung dar. Um nur ein paar Stichworte zu nennen: Eine Sache, die einem als jungem Menschen der sechziger Jahre

»Herr Benz bezeichnete das Jahr 1968 als den Moment des Umkippens – für mich stellte es sich vielmehr als ein Prozess rasender Beschleunigung dar.«

Gerd Koenen

in den Knochen saß, war die Kuba-Krise. Das Bewusstsein, dass die Welt haarscharf am Rande eines atomaren Abgrunds gestanden hatte, hinterließ ein ganz taubes Gefühl und bestärkte den Impuls, aus dieser Ost-West-Konfrontation aussteigen zu wollen. Das stellte ein unbestimmtes Grundgefühl dar, noch vor aller Politisierung. Dazu kam, dass man von der deutschen Vergangenheit eingeholt wurde, und auch das eigentlich in den frühen sechziger Jahren intensiver als 1968 selbst, als man die Vergangenheitsbewältigung mit Schlagworten wie »Kapitalismus führt zum Faschismus, Kapitalismus muss weg« schon wieder ideologisierte. Das führte gleichfalls dazu, dass man sich lebensweltlich dem Osten zuwandte. Man sah diesen Osten eben nicht nur als Teil des sowjetischen Lagers, sondern immer auch als das Feld, auf dem der deutsche Vernichtungskrieg stattgefunden hatte. Als Gegenreaktion fand eine rasende Entidealisierung dieser sogenannten freien Welt statt. Bei mir äußerte sich das ursprünglich in einem radikalen Pazifismus, dem Engagement in der Ostermarschbewegung oder der einsamen Entscheidung im Jahr 1965, den Kriegsdienst zu ver-

»Dabei war Dutschke ein ziemlich verschrobener protestantischer Marxist, der in einer Sprache redete, die man eigentlich gar nicht verstand.«

Gerd Koenen

weigern. Letzteres im Übrigen mit weitschweifigen weltpolitischen Begründungen, die mich durch alle Instanzen fallen ließen. So landete ich nach Monaten bei der Bundeswehr schließlich in der Universitätsnervenklinik – nicht als Patient, sondern als Pfleger im zivilen Ersatzdienst in Tübingen. Man muss ja bedenken: Viele der Studenten, die 1968 riefen »USA-SA-SS!«, waren dieselben Schüler, die 1963 nach dem Mord an Kennedy mit Fackelmärschen und Tränen in den Augen auf die Straße gegangen sind – mich eingeschlossen.

Man geriet nach dem 2. Juni 1967 dann in einen sich ständig beschleunigenden Strom der Ereignisse, ein Phänomen, das mich z. T. auch noch heute beschäftigt. Gründe, sich in der außerparlamentarischen Oppositionsbewegung zu engagieren, gab es genug – die von einer breiten Parlamentsmehrheit vorangetriebene Notstandsgesetzgebung, den Vietnamkrieg, die Große Koalition. Insofern besaßen diejenigen, die außerhalb dieses Kartells der Bonner Parlamentsparteien standen wie der SDS, schon von vornherein einen Bonus als eine Art Outlaw des herrschenden politischen Betriebs. Aber man wurde nicht Mitglied dieser Gruppe, die plötzlich von Revolution und dann auch gleich von Weltrevolution sprach, weil man Marxist war. Vielmehr geriet man in einen Strom der Radikalisierung, in dem man sich einen Revolutionsgestus zulegte,

bevor man im Geringsten hätte sagen können, von welcher Revolution da eigentlich genau die Rede war. Man kann diesen rapiden Einstellungswandel auch statistisch illustrieren: Anfang 1967 kannten nur sehr wenige eine Figur wie Rudi Dutschke.



Ende 1967 dagegen behaupteten 35 Prozent aller Studenten, sie dächten »wie Dutschke«. Dabei war Dutschke ein ziemlich verschrobener protestantischer Marxist, der in einer Sprache redete, die man eigentlich gar nicht verstand. Was er wortwörtlich gerade gesagt hatte, konnte kaum jemand wiedergeben, aber

man glaubte es zu verstehen. Und dieser Dutschke predigte also: »Jetzt ist es eure Aufgabe als Revolutionäre, euch selbst zu revolutionieren.« Das war für mich eine Art Ur-Erlebnis auf dem Vietnam-Kongress im Februar 1968 in Westberlin, der ja unter dem riesigen Transparent stattfand: »Die Pflicht des Revolutionärs, die Revolution zu machen!«. Nachdem man sich diesen Habitus und diese Rhetorik einmal zugelegt hatte, ließ sich mit bloßem Auge erkennen, wie mit einem Mal ein Überbietungsreflex um sich griff: Wer ist jetzt der Radikalste, wer geht voran?

Dann wurde auf Dutschke im April 1968 das Attentat verübt, in dessen Folge sich die Dinge noch stärker beschleunigten und radikalisierten. 1967 war das am häufigsten genutzte Wort in den Flugblättern noch immer Demokratie, im Jahr 1968 findet man dagegen fast nur noch Schlagwörter wie Sozialismus, Revolution, Klassenkampf usw. Doch was konnte für uns eigentlich »Klassenkampf« bedeuten? Schließlich handelte es sich ja im Kern immer noch um eine Studentenbewegung. Es

»Doch was konnte für uns eigentlich ›Klassenkampf‹ bedeuten? Schließlich handelte es sich ja im Kern immer noch um eine Studentenbewegung.«

Gerd Koenen

war also eine verstellte Sprache, die Suche nach einem archimedischen Angelpunkt, nach dem mythischen Proletariat, den kämpfenden Völkern da draußen, die gemeinsam diese Welt in eine ganz andere Richtung lenken sollten. Diesem Grundimpuls folgten auch die verbissenen ideologischen Auseinandersetzungen und Entwicklungen, die bis weit in die siebziger Jahre hinein reichten – vom Marxismus zum Leninismus über den Trozismus bis hin zum Maoismus.

Wie groß diese radikale Linke nach 1968 war, lässt sich auch in Zahlen fassen: Ungefähr 300.000 junger Leute sind in den Jahren 1969 bis 1972 in die SPD eingetreten. Die sprachen dann allerdings bei den Jusos auch vom »Stamokap« (Staatsmonopolistischen Kapitalismus) oder in sonst einem esoterischen Theoriejargon. Ungefähr 150.000, zu denen auch ich gehörte, steckten dann insbesondere nach der Bildung der sozialliberalen Koalition in diesem ausgedehnten linksradikalen Sektenwesen der siebziger Jahre. Der Grundimpuls hat einen also noch ziemlich lange nach 1968 sehr weit hinausgetragen.

Vietig: Vielen Dank, Herr Koenen. Ich glaube, das war eine sehr anschauliche Schilderung auch der emotionalen Entwicklung dieser Jahre. Es war bereits die Rede davon, dass Theaterstücke durchaus eine große Rolle spielten. Wir machen nun den Sprung von Frankfurt nach Warschau. Dort war ein Theaterstück Auslöser der Protestdemonstrationen der Studenten. Nicht, weil das Theaterstück als solches revolutionär gewesen wäre, sondern weil »Die Totenfeier« [Dziady] des Nationaldichters Adam Mickiewicz von der Partei vom Spielplan abgesetzt wurde. Das war der Auslöser, aber es hat auch in Polen eine Vorgeschichte zu diesem 1968 gegeben. Kazik Wóycicki, wie war das?

Wóycicki: Dieter Bingen hat uns »68er« genannt. So etwas höre ich in letzter Zeit nur bei einer Gelegenheit, nämlich wenn meine Frau – sie hat eine gutbürgerliche Erziehung genossen – das Chaos auf meinem Schreibtisch sieht und zu mir sagt: »Du, mein ewiger 68er«. Ich glaube, 1968 in Berlin, Frankfurt, Prag und Polen sind vollkommen unterschiedliche Geschichten. In Polen kann man 1968 nicht ohne 1956 verstehen. 1956 mit dem Arbeiteraufstand in Posen bescherte Polen eine ziemlich weit reichende Liberalisierung in Kunst und Öffentlichkeit. Im Grunde genommen war das ein *contrat social*: »Ihr Kommunisten, Ihr könnt ruhig regieren, aber lasst uns im Alltag Luft zum Leben und möglichst viel Bewegungsfreiheit.« Damals kam Hoffnung auf und der Glaube, dass der Sozialismus mit einem menschlichen Antlitz besser sein könnte. In den



Kazimierz Wóycicki

sechziger Jahren sind all diese Hoffnungen verschwunden. Es erwuchs ein Konflikt zwischen der polnischen Gesellschaft und dem politischen System. Dazu haben verschiedene Phänomene beigetragen wie unter anderem der ständige Konflikt zwischen der Kirche und dem Staat, dann zwischen dem Staat und den Universitäten, es wurde gegen verschiedenste Beschränkungen der akademischen Freiheiten protestiert. 1961 kam es zu einer gewissen Zuspitzung, und es hätte nur eines Funken bedurft, um das Unbehagen einer ganzen Generation zum Ausbruch zu bringen. Warum ich diesen Generationsaspekt betone? Anders als in Deutschland gab es in Polen damals keinen Generationskonflikt, sondern ganz im Gegenteil würde ich sagen, dass meine Generation unsere Eltern als Soldaten des Zweiten Weltkriegs, als Schöpfer der Liberalisierung von 1956 bewunderte. Aber wir waren die Generation, die nicht mehr die Zeiten des Krieges kennengelernt hatte, sondern als erstes den kommunistischen Terror der stalinistischen Zeit. 1968, genauer der März 1968 bedeutete so etwas wie die Entlarvung des Systems. Plötzlich erlebten wir auf den Straßen eine Polizei, die uns schlug. Eine bessere politische Erziehung hätte es für uns nicht geben können. Obwohl ich großes Interesse an Politik hatte, entschied ich mich bewusst für ein Mathematikstudium und nicht beispielsweise das der Politikwissenschaft. Uns wurden alle Beweise dafür geliefert, dass das kommunistische System bis auf die Knochen undemokratisch, antisemitisch und xenophob war. Das hat wichtige Impulse für die weitere Entwicklung in Polen gegeben. Man kann 1968 nur mit den Konsequenzen der Jahre 1970, 1976 und dann des Jahres 1980 sehen. Was unsere politischen Absichten waren? Vielleicht konnten wir sie spontan nicht so gut verbalisieren, aber wir waren Antikommunisten und gegen das System – Schwärmerereien über seine Veränderbarkeit mit eingeschlossen. Im Grunde genommen aber war der Hauptgedanke die fehlende Unabhängigkeit Polens. Insofern unterschieden sich denn auch unsere politischen Absichten von denen unserer Kollegen im Westen.

»1968, genauer der März 1968 bedeutete so etwas wie die Entlarvung des Systems. Plötzlich erlebten wir auf den Straßen eine Polizei, die uns schlug. Eine bessere politische Erziehung hätte es für uns nicht geben können.«

Kazimierz Wóycicki

Was den Vietnamkrieg angeht, standen wir ganz eindeutig auf amerikanischer Seite: Die Kommunisten wollen Vietnam als kommunistisches Land erobern, und die Amerikaner verteidigen die Demokratie. Das hat sich in unseren Augen später, nach den Ereignissen in Vietnam und Kam-

bodscha, auch bestätigt. Der Krieg in Israel 1967 hatte gleichfalls großen Einfluss auf die Entwicklungen in Polen, weil die polnische Gesellschaft, insbesondere die polnische Elite, eindeutig auf israelischer Seite stand. »Unsere Juden haben die Sowjets geschlagen«, um es auf eine banale Formel zu bringen. »Unsere Juden«, weil sehr viele der israelischen Soldaten während des Zweiten Weltkrieges polnische Offiziere gewesen

»Was unsere politischen Absichten waren? Vielleicht konnten wir sie spontan nicht so gut verbalisieren, aber wir waren Antikommunisten und gegen das System – Schwärmereien über seine Veränderbarkeit mit eingeschlossen. Im Grunde genommen aber war der Hauptgedanke die fehlende Unabhängigkeit Polens. Insofern unterschieden sich denn auch unsere politischen Absichten von denen unserer Kollegen im Westen.«

Kazimierz Wóycicki

waren. Gomułka reagierte darauf 1967 mit einer stark antisemitisch geprägten Rede. Das gab der Partei das Signal für ihre Hetzkampagne. Ursprünglich war die Studentenbewegung also ein Protest gegen den Antisemitismus in Polen gewesen. Unmittelbarer Auslöser der Protestbewegung war dabei die Relegierung von vier Studenten jüdischer Abstammung von der Universität Warschau gewesen. Zugleich aber war das Ganze nicht so politisiert und theoretisch auf-

geladen gewesen wie bei all diesen linken Gruppierungen im Westen. Die Parolen waren vielmehr simpel und bewegten sich auf einer Ebene wie »Die Presse lügt!« oder »Das System ist nicht demokratisch!«. Heutzutage diskutiert man in Polen, inwieweit 1968 der Anfang für 1989 war oder ob es vielmehr ein isoliertes Ereignis darstellt.

Vietig: Die Ereignisse in Warschau sind zumindest in Westberlin von den Studenten der außerparlamentarischen Opposition durchaus bemerkt worden. Es fand eine Demonstration vor der polnischen Militärmission statt, auf der ein Protestbrief überreicht wurde bzw. man vergeblich versuchte, ihn zu überreichen. Denn die Militärmission machte einfach die Tore zu und nahm nichts an. Die Ereignisse wurden also durchaus wahrgenommen, wenn man auch damals in Berlin wenig über die Inhalte der Protestbewegung und ihre Vorgeschichte wusste. Genauso wurde mit Protesten reagiert, als in Prag dem sogenannten Sozialismus mit menschlichem Antlitz von den Panzern der Warschauer-Pakt-Staaten ein Ende bereitet wurde. Herr Benda, wie haben Sie die Entwicklung im Jahr 1968 erlebt? Was waren Ihre Motive? Wollten Sie wirklich einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz oder eher, wie Kazik Wóycicki es eben geschildert hat, das Ende einer solchen Art von Sozialismus?

Benda: Eines ist auf jeden Fall klar, 1968 wollten wir keinen Sozialismus mehr. Aber wenn ich höre, was Herr Benz über die Vorgeschichte des Jahres 1968 in Deutschland erzählt, ist es umgekehrt für einen Tschechen sehr schwierig, den Deutschen die ganze Nachkriegsgeschichte der Tschechoslowakei in einer so kurzen Zeit erklären zu wollen. Daher würde ich mich hier gern auf die gemeinsamen Punkte konzentrieren, die tschechische und deutsche Studenten verbunden haben. Auch bei uns war das Jahr 1968 ein Generationsproblem. Die Gründe dafür sind natürlich vielfältig, liegen aber letztlich in der konkreten Geschichte meines Landes begründet, weil unsere Probleme ähnlich wie die der Deutschen gelagert waren. Unsere Eltern haben sich schuldig gemacht, spätestens 1948. Denn nach 1956 und dem Katzenjammer des Stalinismus haben wir natürlich alles gewusst. Wir haben die Leute gesehen, die aus den Gefängnissen kamen, haben gesehen, dass da Menschen eingesperrt und hingerichtet worden waren, die vollkommen unschuldig waren. Sie wurden unmenschlich gefoltert, sodass sie wahllos alles zugaben, was man ihnen sagte. Und wir haben natürlich auch unseren Eltern Fragen gestellt, insbesondere wenn es sich um gläubige Kommunisten handelte. Obwohl sie in der Zeit, wo wir anfangen, sie zu fragen: »Wie konnte das alles passieren? Was ist aus dieser Idee des Kommunismus geworden?«, meist nicht mehr gläubig waren.

Was uns mit Polen zum Beispiel verbindet, ist natürlich die großartige polnische Geschichte des Jahres 1956. Allerdings kursierte damals schon ein Witz: »Was hat sich in Polen nach 1956 verändert? Gomulka hat sich verändert.« Wir haben also 1968 schon gewusst, dass der Entwicklungsstand der polnischen Gesellschaft stagnierte. Das Jahr 1968 begann mit den Schriften von 1967, wo Solidaritätsresolutionen für Israel verabschiedet wurden. Rolf Hochhuth wurde erwähnt. Meine Mutter hat den »Stellvertreter« ins Tschechische übersetzt. Ich glaube, es war eine der ersten Übersetzungen des Stücks, und die Premiere fand 1966 in Prag statt. Der Holocaust war also auch bei uns kein Tabu mehr. Gleichfalls sprach man viel von den antisemitischen Motiven im Slánský-Prozess¹, bei dem von offizieller Seite betont worden war, dass von den 18 Verurteilten

»Auch bei uns war das Jahr 1968 ein Generationsproblem. Die Gründe dafür sind natürlich vielfältig, liegen aber letztlich in der konkreten Geschichte meines Landes begründet, weil unsere Probleme ähnlich wie die der Deutschen gelagert waren. Unsere Eltern haben sich schuldig gemacht, spätestens 1948. Denn nach 1956 und dem Katzenjammer des Stalinismus haben wir natürlich alles gewusst.«

Štěpán Benda

16 Juden gewesen seien. Wir haben die Entwicklung in der Sowjetunion verfolgt. In Prag gab es eine »poetische Weinstube«, man nannte das damals »Kleine Formen« – Jazz und Poesie. Da wurden Gedichte von Jewgenij Jewtuschenko, Andrej Wosnessenskij, Allen Ginsberg oder den Beatniks gelesen. Allen Ginsberg kam 1965 selbst nach Prag. Warum für uns zum Beispiel Jewtuschenko wichtig war? Das war sozusagen ein halb-offizieller Dichter in der Opposition, weil er zwei großartige Gedichte geschrieben hatte. Das eine mit dem Titel »Stalins Erben« beschreibt Stalins Begräbnis und die Angst der Menschen, dass er vielleicht doch wieder aus dem Sarg steigen könnte. Das zweite Gedicht heißt »Babi Jar«². Das war ein Tabu in der Sowjetunion, das plötzlich gebrochen wurde. Auch mit



den Frankfurter Prozessen haben wir uns zum ersten Mal beschäftigt, wengleich wir es häufig für kommunistische Propaganda hielten, wenn man uns erzählte, dass die Nazis in der Bundesrepublik immer noch oder wieder da sind. Dadurch wuchs bei uns auch das Verständnis für die Proteste der deutschen Studenten. Natürlich gab es unheimliche Unterschiede. Das, was uns mit Polen zum Beispiel verbun-

den hat, war die Einstellung zum Vietnamkrieg. Vor etwa einem Monat bat mich die Literaturzeitschrift LITERÁRNÍ NOVINY um einen Artikel über die Einstellung der tschechischen Studenten zum Vietnamkrieg. Darin schrieb ich, dass ich 1965 den Beginn der Bombardierung durchaus befürwortet habe. Wir wollten nicht, dass der Kommunismus aus dem Norden den Süden infiltrierte. Diese Meinung teilten etwa 60 Prozent der Studenten. Aber es gab auch eine Reihe von Pazifisten, die sagten: »Válka je vůl« [Der Krieg ist ein Ochse]. Jeder Krieg ist schlecht, doch die Friedensbewegten hätten auch einen Ausgang wie in Kambodscha in Kauf genommen oder die Konsequenz, dass in Umerziehungslagern de facto 60.000 ehemalige Anhänger des alten Regimes umkamen.

1 Dieser Prozess fand im November 1952 in Prag statt. Es war der größte Schauprozess der tschechischen Nachkriegszeit und führte zur Hinrichtung zahlreicher Parteifunktionäre, vor allem auch jüdischer Herkunft, die hohe Stellungen innehatten – darunter der stellvertretende Ministerpräsident Rudolf Slánský. Die sowjetische Führung benutzte den Vorwand einer zionistischen Verschwörung, um unbequeme Genossen auszuschalten.

2 Schlucht in der Nähe von Kiew; sie war 1941 Schauplatz eines von der deutschen Wehrmacht begangenen Massakers, dem mehr als 30.000 Juden zum Opfer fielen.

Vietig: Tat sich denn auch in der Partei etwas, gab es darüber Diskussionen?

Benda: Als Stichwort dazu vielleicht drei Namen, die hier bereits genannt worden sind: Smrkovský, Goldstücker und Dubček. Goldstücker war unser Prorektor an der philosophischen Fakultät. Wir wussten, dass Goldstücker selbst Opfer der stalinistischen Prozesse gewesen war. Aber wir haben immer gesagt, das ist doch der alte Genosse, der, obwohl man ihn eingesperrt hat, weiter Genosse geblieben ist. Smrkovský ist mir persönlich begegnet – ich war irgendwann im März 1968 als Abgeordneter vom studentischen Parlament der philosophischen Fakultät zu einer Diskussion ins Fernsehen eingeladen worden. Dort erzählte Smrkovský uns jungen Leuten und Studenten, dass wir jetzt innerhalb der nationalen Front bei den Wahlen Demokratie haben würden, weil wir unter den zwei oder drei Kandidaten frei wählen könnten. Und ich habe damals als unbedarfter 21-jähriger Student gesagt: »Genosse Smrkovský, reden Sie nicht um den heißen Brei herum. Wollen Sie eine freie Wahl oder nicht?« Da hat er angefangen zu brüllen: »Warte, warte! Wenn die Studenten anfangen, solche radikalen Forderungen zu stellen, ist Schluss mit dem Reformprozess.«

»Wir wollten keine Demokratisierung, wir wollten Demokratie.«

Štěpán Benda

Dubček haben wir nicht gekannt. Ich muss sagen, als Dubček an die Macht kam, war er ein Niemand. Der kam aus der tiefsten slowakischen Provinz. Aber wir haben ihn dann natürlich gern gehabt, weil er so schwach und naiv war, sodass wir dachten, wir können mit dieser Parteiführung, die eigentlich keine Parteiführung mehr war, vieles anstellen, was früher nicht möglich war. Andererseits haben wir Studenten der Partei nicht mehr geglaubt. Wir wollten keine Demokratisierung, wir wollten Demokratie. Insbesondere war unser Ziel, dass sich die Sozialdemokratische Tschechische Partei wieder restituiert, weil sie nicht Teil der nationalen Front war. Václav Havel hatte ganz ähnliche Ziele. Ich habe hier einen Artikel, den er schon im April 1968 geschrieben hat. Darin fragt er, woher die Partei die Überzeugung nimmt, dass das Volk ihr folgen werde, wenn sie noch nicht einmal damit angefangen hat, die Verbrechen der Vergangenheit wiedergutzumachen. Der Kampf der Studenten in Westberlin war uns präsent, weil das DDR-Kulturzentrum permanent Fotografien zeigte, wie die armen Studenten verprügelt wurden. Allerdings sind sie auch verprügelt worden, als der Schah von Persien zum Staatsbesuch nach Berlin kam, und der kam direkt aus Prag, wo er die höchste Aus-

zeichnung unserer kommunistischen Regierung erhalten hatte. Wir dachten, wenn das ein so enger Freund unserer kommunistischen Regierung ist und seinetwegen Studenten derart verdroschen werden, dann muss schon etwas Richtiges dran sein.

Vietig: Vielleicht sollten wir nun den Bogen nach Berlin schlagen. Wolfgang Templin, Sie befanden sich auf der östlichen Seite Berlins, konnten also 1967 nicht gegen den Schah demonstrieren, aber gerade in Ostberlin wurde man über westliche elektronische Medien doch sehr umfangreich informiert. Beispielsweise über das, was in der Tschechoslowakei und in Warschau vorging, aber auch darüber, was in Westberlin und der Bundesrepublik passierte. Wie haben Sie dieses Jahr 1968 erlebt? Wie wurde unter den Studenten an Ihrer Hochschule darüber diskutiert?

Templin: Mein Problem war ein ganz anderes, und das führt uns auch sogleich zur Spezifik der DDR-Situation. Denn ich war im wesentlichsten Teil des Jahres 1968 weder Student noch Ostberliner. Vielmehr hatte ich es gerade so eben geschafft, mich für den Semesterbeginn 1968 nach Ostberlin an eine Fachschule zu jonglieren. Mir fiel bei den Schilderungen meiner deutschen Vorredner auf, wie grundverschieden doch unsere Perspektiven sind. Vieles von dem, was in der Bundesrepublik möglich war, war in unserer Realität so überhaupt nicht möglich, und was möglich war, spielte sich auf ganz andere Weise ab. So war an die freie Wahl des Studienorts oder des Studiengegenstandes kaum zu denken, vielmehr gab es eine Studien- und Ortslenkung. Ostberlin, Traum vieler, die aus der Provinz kamen, unterlag strikten Zuzugsbeschränkungen, die vielleicht erst ab den siebziger Jahren gelockert wurden. Das heißt, die einzige Chance, aus meiner tiefen

Jenaer Provinz nach Ostberlin zu kommen, bestand darin, über meine Bibliothekslehre zu versuchen, ob es da in Ostberlin nicht eine Ausbildung gibt, die nirgendwo anders angeboten wird.

Aber es gibt noch viele andere Dinge, die sich grundsätzlich unter-

»Viele aus meiner Generation, mich eingeschlossen, waren politisch wach und haben auch die Entwicklung in der Bundesrepublik verfolgt. Allerdings als ferne Signale einer ganz anderen Welt.«

Wolfgang Templin

schieden. Man geht in die SPD und verlässt sie wieder. Man setzt sich auf die eine oder die andere Weise mit dem SDS auseinander. Man nimmt zur Spiegel-Affäre eine Pro- oder Kontraposition ein. Viele aus meiner Generation, mich eingeschlossen, waren politisch wach und haben auch

die Entwicklung in der Bundesrepublik verfolgt. Allerdings als ferne Signale einer ganz anderen Welt. Für uns galt, dass der späte Ulbricht, die sechziger Jahre, die eigentliche Scheitelzeit der DDR und vielleicht für viele der Älteren ein Höchstmaß der Illusionen war. Unter Honecker



Wolfgang Templin

haben wir dann schon wieder den allmählichen Abstieg erlebt. Gucken Sie sich mal die Kunstwerke der sechziger Jahre der DDR an, die Filme wie beispielsweise »Der Geteilte Himmel«. Da spielt diese abgrundtiefe Illusion und entzauberte Hoffnung trotz Mauer und Einmauerung eine große Rolle, die auch an uns Jüngeren nicht spurlos vorüberging. 1968 kamen klare Signale

aus der Bundesrepublik, viel intensivere als die, die uns 1968 aus Prag erreichten. Ich kann dafür einmal ein konkretes Beispiel geben: Die Studenten der Friedrich-Schiller-Universität in Jena, zu denen ich als Lehrling an der Universitätsbibliothek Kontakt hatte, bemühten sich um die kulturellen Vorboten des Prager Frühlings – nämlich die Filme. Es gab einen Universitätsfilmklub, und sie schafften es tatsächlich, Filme, die in keinem DDR-Kino gezeigt werden konnten und höchstens im Tschechoslowakischen Kulturzentrum in Ostberlin vor einem mehr oder weniger eingeschränkten Publikum liefen, nach Jena zu holen. Das sah dann so aus, dass entweder Kopien dieser Filme wie »Scharf beobachtete Züge« [Ostre sledované vlaky] von Jiří Menzel oder »Die Liebe einer Blondine« [Lásky jedné plavovlásky] von Miloš Forman in den Universitätsfilmklub gelangten, wo wir sie uns dann in Nachtvorstellungen angesehen haben. Oder wir fuhren an einem Wochenende mit einer ganzen Gruppe von Jena nach Ostberlin zum Tschechoslowakischen Kulturzentrum und sahen nonstop von früh bis nachts fünf oder sechs dieser Filme. Undeutliche Signale, so würde ich es bezeichnen. Daher kann ich weder die Konsequenz der Entscheidungen, die ich später traf, noch die Intensität dieser Vorsignale mit den Erfahrungen meiner Vorredner vergleichen.

Für mich und viele andere war die Wahrnehmung von 1968, dieses Erleben von einerseits Hoffnung und andererseits Desillusionierung über die Möglichkeit eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz ein zeitversetzter Prozess. Es gab vor allem in Ostberlin natürlich auch eine Reihe von Menschen, die diesen Zwiespalt unmittelbar wahrnahmen und protestier-

ten. Sie waren hin und her gerissen, denn einerseits sahen sie die Unmöglichkeit und andererseits glaubten sie an die Chance eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Sie verfielen dann natürlich in eine tiefe Depression. Wenn ich es ganz verkürzt auf eine Formel bringen soll, dann waren diese Signale aus der weit entfernten Welt des Westens, die uns im Osten erreichten, einerseits zwar politische, aber in noch viel stärkerem Maße kulturelle Signale. Im Nachhinein könnte ich mich als kulturellen

68er und als politischen 89er bezeichnen. 1968 ist für mich lebens-
eingreifend gewesen und hat meinen späteren Entwicklungsprozess bis hin zur DDR-Opposition in den siebziger Jahren stark befördert; lebensentscheidend aber in dem Sinne, dass man die Ereignisse aktiv mitgestaltet, so wie bei mir 1989, war es nicht. Wir hatten

»Wenn ich es ganz verkürzt auf eine Formel bringen soll, dann waren diese Signale aus der weit entfernten Welt des Westens, die uns im Osten erreichten, einerseits zwar politische, aber in noch viel stärkerem Maße kulturelle Signale.«

Wolfgang Templin

anders als Polen kein 1956. Zwar fand auch in der DDR eine Intellektuellenrebellion statt, aber mit weit weniger durchschlagender Wirkung als in Polen. Bei uns fehlte diese Tauwetterperiode. Ulbricht hielt vielmehr die Zügel fest in der Hand. Wir hatten keine Intellektuellengeneration, die uns Jüngeren die kritische Botschaft der eigenen Desillusionierung mitgab. Denn wer so dachte, war längst im Westen. Diejenigen, die in der DDR geblieben waren und die ich dann nach 1968 an der Uni kennenlernte, erklärten uns vielmehr: Kopf runter, nichts geht. Lasst uns warten auf denjenigen, der vielleicht wieder einmal von oben Reformen macht. Dass das nicht gehen konnte, wurde mir erst in den siebziger Jahren klar.

Vietig: Vielen Dank. Kazik Wóycicki, Wolfgang Templin hat gerade darauf hingewiesen, wie wichtig es für ihn im Jahr 1968 war zu wissen, was in der Tschechoslowakei vor sich ging. Wie war der Blick der polnischen Oppositionellen? Richtete der sich mehr nach Westen, nach Amerika oder Paris? Schließlich bestehen dorthin traditionell besondere Beziehungen. Oder war er auch nach Prag gerichtet oder womöglich sogar nach Deutschland? Oder fühlte man sich in einer eigenen Tradition? Sie haben ja bereits auf die verschiedenen Aufstände und Revolten hingewiesen, die ein Spezifikum der polnischen Geschichte sind.

Wóycicki: Der Westen war natürlich generell der wichtigste Bezugspunkt, das war unser Vaterland. Wir waren durch die sowjetische Okku-

pation künstlich abgekoppelt. Der größte Teil der polnischen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg entstand im Westen, insbesondere die politische Literatur wurde vor allem in Paris oder London geschrieben. Deutschland bekam unter einem Aspekt eine besondere Bedeutung – für das kommunistische System wurde das Antideutschtum als Legitimierung eingesetzt gemäß dem Motto: Besser mit diesen Russen als mit diesen Nazideutschen. Nach dem Zweiten Weltkrieg verfehlte das durchaus nicht seine Wirkung. Aber in unserer Generation bestand bereits ein Bewusstsein für die Notwendigkeit der Versöhnung. Das Problem bestand nur darin, dass man mit den Westdeutschen keine Kontakte hatte und zur DDR eine sehr spezielle Beziehung bestand. Du hast die polnische Tradition der Aufstände erwähnt. Meine Eltern waren im Warschauer Aufstand Soldaten gewesen. Ein großer Teil der Opposition der siebziger Jahre bestand – wenigstens in Warschau – aus Kindern von Teilnehmern des Warschauer Aufstands. Insofern spielte hier für uns gerade Prag eine sehr wichtige Rolle.

Prag wie Budapest waren eine Warnung, dass ein Aufstand gegen die Kommunisten zum Scheitern verurteilt sein musste, dass jegliche Konspiration vergeblich war. Aber gerade diese Offensive des Westens zur Durchsetzung der Menschenrechte, das Engagement von Jimmy Carter hat die ganze Bewegung sozusagen auf die richtige Spur gesetzt. Die Lektion aus den Ereignissen 1968 in Prag war, dass keine Reform des Sozialismus möglich ist. Das bedeutete das Ende des Marxismus. Man hat alle mehr oder weniger unabhängig denkenden Marxisten an den Universitäten bedrängt. Leszek Kołakowski hat drei Bände über die Geschichte des Marxismus geschrieben mit der Hauptthese, der Marxismus sei in seinem Wesen eine totalitäre Ideologie. Er forderte, wir müssten zur Kenntnis nehmen, dass der Westen wieder ein normales Land der normalen Ideen und der Demokratie sei. In Polen bestand damals keine Aufteilung beispielsweise in Rechte oder Linke, sondern vielmehr in diejenigen, die mit dem System mehr oder weniger kollaborieren wollten, und diejenigen, die die Unabhängigkeit ihres Landes anstrebten. Ich war so erzogen worden, dass für mich die Vorstellung, das Land würde auf immer kommunistisch regiert, vollkommen unakzeptabel war, obwohl ich damals zugleich keinerlei Hoffnung auf eine Änderung der Situation hatte. Ich sah mich eher irgendwo am Rand dieses Systems. Ein Effekt

»Die Lektion aus den Ereignissen 1968 in Prag war, dass keine Reform des Sozialismus möglich ist. Das bedeutete das Ende des Marxismus.«

Kazimierz Wóycicki

der Demonstrationen war dann auf jeden Fall zu sehen, dass viele Leute ähnlich denken. Denn normalerweise fühlt man sich in einem solchen System allein und isoliert, ohne zu wissen, was in den anderen vorgeht, weil man nur die Propaganda der Parteigenossen kennt.

Vietig: Herr Koenen, Sie wollten etwas dazu sagen.

Koenen: Es war ja von vornherein klar, dass wir über unterschiedliche Erfahrungen sprechen, weil auch die Situationen und Traditionen der Länder selbst vollkommen unterschiedlich waren. Etwas Gemeinsames aber zeigt sich dennoch zwischen dem, was Herr Benz, Herr Benda oder Herr Templin vorhin angesprochen haben. Denn in allen Ländern war dieser kulturelle Vorlauf der politischen Entwicklungen von 1968 zu beobachten. Das wirkte tatsächlich, metaphorisch gesprochen, wie eine Auflockerung des Erdreichs. Wenn sich dann auch die weiteren Entwicklungen unterschiedlich abspielen sollten, war der Ausgangspunkt doch überall der, dass die bestehende Ordnung als starr empfunden wurde.

Für die jungen US-Amerikaner ging es freilich auch darum: Gehst du oder gehst du nicht in den Krieg nach Vietnam. Nebenbei gesagt, finde ich auch heute, dass diejenigen Recht hatten, die sagten, sie gehen nicht. Denn wenn etwas dem Sieg der extremsten Fraktionen kommunistischer Bewegungen im 20. Jahrhundert den Boden bereitet hat, dann waren es die Bombenteppiche der Amerikaner, von Korea bis Vietnam und Kambodscha.

»Wenn sich dann auch die weiteren Entwicklungen unterschiedlich abspielen sollten, war der Ausgangspunkt doch überall der, dass die bestehende Ordnung als starr empfunden wurde.«

Wolfgang Koenen

Aus einem Stückchen eigener Erfahrung möchte ich hier jedoch noch eine etwas andere Facette ansprechen, wie unterschiedlich 1968 auch im Osten war. Wir fuhren im Frühjahr 1968 mit dem Tübinger AStA von Tübingen aus zu einem Studentenseminar nach Bratislava und erfuhren zu unserem großen Erstaunen, dass es dort einen aparten »Slowakischen Frühling« gibt. Wir erlebten, dass die slowakischen Studenten, wohlge-merkt: vom Kommunistischen Studentenverband der Universität, in Richtung liberaler Autoren wie etwa Ralf Dahrendorf oder Karl Popper drängten, mit denen wir doch gerade fertig waren. Das stellte schon einmal einen gewissen Grundkonflikt dar. Nun nahm aber auch eine Delegierte der Universität Budapest an dem Treffen teil, mit der ich mich auch prompt liierte. Sie gehörte ihrerseits dem Kommunistischen Studentenverband

der Universität Budapest an und war darüber hinaus Mitglied einer von dem Schriftsteller György Dalos sehr schön beschriebenen Gruppe in Budapest. Diese Gruppe scharte sich um ein Vietnamkomitee, hinter dem sich wiederum eine »Gruppe Revolutionärer Kommunisten« verbarg.

Wir sprechen hier immer in diesen pauschalen Zuschreibungen – Marxist, Kommunist oder Antikommunist. Dabei war damals doch viel eher die Rede von den »Stalinisten«, die auch den Marxismus und Sozialismus ruiniert und geschändet hatten. In der Sowjetunion, in Budapest, im ehemaligen Jugoslawien oder auch in Prag gab es in den sechziger Jahren doch sehr viele, die sich als entschiedene Antistalinsten sahen und trotzdem oder erst recht als Linke verstanden. Und die gab es auch in Warschau. Ich bin heute ja zufällig mit einer Warschauer 68erin verheiratet, die damals als junge Schülerin nach der pogromartigen und antisemitischen Hetze gegen die studentischen Demonstranten emigrierte. Und wo tauchte sie ein, als sie dann in die Bundesrepublik kam? In diese neue Linke. Das fing an mit einem »Fight-back«-Komitee von GI's der US-Army in Heidelberg, die gegen den Vietnamkrieg agitierten, bevor sie sich dann in der Frauenbewegung engagierte. Die einzigen Kontakte, die ich wiederum in die DDR hatte, stammten aus den sechziger Jahren. Eine Brieffreundin meines Bruders war ebenfalls Mitglied eines Antivietnam-Komitees der Evangelischen Studentengemeinde in Ostberlin. Alle hatten sie dort schon eine Stasi-Akte, alle wurden sie später Pfarrer. Als ich sie 1970 besucht habe, ging es in den Diskussionen dieser kirchlichen Gruppen um die sogenannten Bausoldaten, also wie man um den Wehrdienst herkommt, um Fragen einer weniger autoritären Kindererziehung usw. Im kulturellen Bereich ging es also häufig um genau dieselben Themen, mit denen viele sich nach 1968 auch bei uns beschäftigten. Was wir politisch dann allerdings trieben, konnten sie schon nicht mehr recht nachvollziehen. Als wir uns Ende 1989 wiedersahen, haben wir uns auf Anhieb wiederum problemlos verstanden, obwohl wir ganz getrennte Wege gegangen waren. Ich glaube insofern: Es gibt tatsächlich so etwas wie einen Generationenkitt, der trotz der sehr unterschiedlichen Erfahrungen viele Gemeinsamkeiten begründet hat.

Vietig: Sie haben den Bogen bis 1989 gespannt, und ich würde an diesem Punkt gerne weitermachen. Herr Benda, Sie hatten sich gemeldet. Was ist von 1968 geblieben? Stellt man 1968 und 1989 nebeneinander, könnte man das geradezu als ein Bild, lediglich als eine kleine Drehung betrachten.

Benda: Ich würde hier gerne noch eine Replik anbringen. Sie erwähnten die Existenz von linken Gruppen in Prag. Nun hielten wir das für normal und selbstverständlich. Unter der Studentenschaft wurde Parteiendemokratie praktiziert, und sofort sind maoistische, christdemokratische oder andere Parteien entstanden. Ich war beispielsweise Mitglied einer sozialdemokratischen studentischen Vereinigung. Wichtig ist hier aber zu betonen, dass die Mehrheit eine pluralistische Demokratie mit Parteienvielfalt und normalen Wahlen wollte. Auch mit dem Marxismus verhält es sich nicht so einfach. Ich war 1968 Student im siebten Semester mit dem Hauptfach Philosophie und dem Nebenfach politische Ökonomie. Ich konnte gar nicht anders als politisch denken. Der Marxismus war als solcher sehr attraktiv, nicht nur in den sozialistischen Ländern, sondern auch im Westen. Ich habe das Problem damals noch nicht so gesehen, sondern mich erst durch das Studium überzeugen müssen, dass der Marxismus eine totalitäre Ideologie ist, obwohl ich niemals Marxist gewesen bin. Erst Ende der siebziger Jahre begann man eine klare Verbindungslinie von der deutschen klassischen Philosophie über Marx und Fichte bis hin zu den Gefängnissen des Gulags aufzuzeigen. 1968 dagegen gab es Neomarxisten, es gab eine jugoslawische Korčula-Gruppe, wo beispielsweise über die Synthese zwischen der Phänomenologie und der marxistischen Praxisphilosophie diskutiert wurde, oder man setzte sich später mit Husserl und seinem Verständnis der Lebenswelt auseinander.

Vietig: Vielleicht können Sie, Herr Benz, noch einmal versuchen, Ihren Weg zu rekonstruieren? Er verlief wahrscheinlich durch die Institutionen, sonst wären Sie nicht Bürgermeister dieser Stadt geworden. Aber besteht für Sie zwischen dem Jahr 1968 und dem Jahr 1989 eine Verbindung?

Benz: Ich fand es sehr interessant, als Herr Benda vorhin davon sprach, dass Dubček zunächst ein völliger No-Name gewesen sei. Das ist dann in der Tat eine völlig unterschiedliche Wahrnehmung, die einem erst durch die Geschichtsschreibung bewusst wird. Für uns, d.h. für die Jungsozialisten und auch weite Teile der SPD, stand Dubček damals für die Hoffnung auf Veränderung in der Tschechoslowakei und möglicherweise im gesamten Ostblock. Letztendlich hängt dieses ganze Thema natürlich auch mit dem Problem zwischen Anspruch und Wirklichkeit zusammen. Sie sprachen davon, dass in den parteikommunistischen Ländern der Anspruch überhaupt nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Und ich würde fast behaupten, dass dies der kleinste gemeinsame Nenner all dieser unterschiedlichen Erfahrungen ist. Auch wir waren der Auffassung,

dass vieles von dem, was hier in der Bundesrepublik als Anspruch formuliert worden ist, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Zwischen Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit klaffte ein großes Loch. Im SPD-Programm fand sich der Begriff des demokratischen Sozialismus, der später in den siebziger Jahren insbesondere von Willy Brandt betont wurde. Wir wollten diesen demokratischen Sozialismus mit Leben füllen, deshalb sogen wir alles auf, was mit Marx und anderen Theoretikern zusammenhing. Daran hatte der Frankfurter Politologie-Professor Iring Fetscher einen großen Verdienst. Denn er wagte es, muss man schon sagen, in den sechziger Jahren, eine dreibändige Auswahl der Schriften von Marx und Engels sowie die berühmten Pariser Manuskripte herauszubringen, obwohl eine Beschäftigung mit den Ideen des Marxismus im Westen damals stigmatisiert war. Der Idealismus, der aus den Schriften sprach, war für uns ungemein ansteckend.

1967/68 konnte ich mit einer DGB-Delegation nach Weimar fahren, was ungewöhnlich gewesen ist. Denn man musste zunächst beim Parteivorstand die Genehmigung dafür einholen, weil offiziell ein Kontaktverbot bestand. In Weimar kamen wir mit SED-Kadern zusammen und begannen, über Marx zu diskutieren. Dabei wollte ich zum Beispiel über seine Frühschriften reden. Die kannten aber diese Leute nicht, sondern hielten sie für eine klassische westliche Infiltration, eine Erfindung des Westens, weil sie zumindest damals noch nicht in den berühmten blauen Marx-Engels-Bänden erschienen waren. Das mag illustrieren, dass wir mit dem Parteikommunismus nichts am Hut gehabt haben. Nach dem Mauerbau 1961 und den Annäherungen Brandts wollten wir versuchen, innerhalb der SPD ein Umdenken in der Ostpolitik zu beschleunigen. In diesem Zusammenhang ist auch die berühmte Denkschrift der Evangelischen Kirche zu nennen. Wir traten nicht etwa deshalb für die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ein, weil wir dem dortigen polnischen parteikommunistischen System helfen wollten, sondern weil wir der Auffassung waren, dass dies die Konsequenz aus der deutschen Geschichte sei. Nach 1989, nachdem die FDP auf dem berühmten Freiburger Parteitag nach links gerückt war, kam die sozialliberale Koalition in Gang, und es wurde eine neue Ostpolitik formuliert. Das Schlagwort war damals »Wandel durch Annäherung«, und ich bin davon überzeugt, ohne eine derartige Ostpolitik der Gespräche hätte es auch 1989 nicht in dieser Form gegeben.

Vietig: Ich glaube, wir haben diese These verstanden und hören jetzt gleich die deutsche Antithese durch Wolfgang Templin.

Templin: Als Antwort möchte ich eine Geschichte erzählen, die, so hoffe ich, dazu passt. Vor einigen Jahren wollten junge, engagierte Studenten in Kreisau eine Veranstaltung zur Ostpolitik machen – es waren Stipendiaten der Studienstiftung des Deutschen Volkes – und fragten mich: Wir brauchen noch jemanden aus Polen. Als ich hörte, dass von deutscher Seite Peter Bender, der leider nicht mehr lebt, und Egon Bahr, also Architekten der Ostpolitik, kamen, schwante mir schon, dass das wieder eine Veranstaltung dieser Großtanker würde, die dann gemessen umeinander herumschwimmen. Und ich gab ihnen den Tipp: Holt den Jan Minkiewicz. Der war Solidarność-Vertreter, hatte in den achtziger Jahren in den Niederlanden gewirkt, kannte aber auch die deutsche Szene. Und als sich dann das ganze Pro und Kontra einer Ostpolitik der kleinen Schritte entwickelte, schaltete sich Minkiewicz ein, guckte den Egon Bahr an und sagte: »Herr Bahr, erinnern Sie sich nicht an eine Szene? Es war so Anfang der achtziger Jahre, da war ich in Westberlin und hatte auf einer Veranstaltung der SPD in Westberlin Solidarność-Flugblätter dabei. Wissen Sie, was Sie da gemacht haben?« Darauf Egon Bahr: »Nee, kann ich mir nicht mehr vorstellen.« »Rausgeschmissen haben Sie mich, Herr Bahr, rausgeschmissen.« Er hat es nicht betont, sondern ganz ruhig gesagt. Das Problem ist diese Verengung: Wir reden nur mit Regimevertretern. Dafür kenne ich unzählige Beispiele. Denn die Oppositionellen gleich welchen Landes sind potenzielle Unruhestifter. Auch wenn sie noch so ein historisches Erdbeben befördern wie in Polen die Solidarność, bringen sie damit dieses mühsame Annäherungs- und Austerierungsgebäude in Gefahr, was es zu verhindern gilt. Nach meiner Überzeugung ist 1989 sicher auch ein Ergebnis der Ostpolitik, in viel stärkerer Weise aber konnte es davon profitieren, dass die richtigen Lehren aus 1968 gezogen worden waren. Die richtigen Lehren und damit ein mühsamer Lernprozess vieler Oppositionsbewegungen in den verschiedenen Ländern hieß: Sowohl Aufstände als auch ein Sozialismus mit menschlichem Antlitz sind keine Lösung, denn Reformen von oben für ein reformunfähiges System sind ein Ding der Unmöglichkeit. Wir brauchen vielmehr die Verbindung mit den politischen Bewegungen von unten, die zwar einen friedlichen Charakter haben, dennoch aber einen solchen Druck auszuüben verstehen, dass den Machthabern gar nichts anderes übrig bleibt, als zu neuen Bedingungen zurückzuweichen. Ein Beispiel dafür war die Solidarność in Polen.

Vietig: Vielen Dank, Wolfgang Templin. Ich möchte Kazimierz Wóycicki und dann Gerd Koenen bitten, es kurz zu halten, wenn sie auf 1989 ein-

gehen, damit auch noch eventuelle Fragen aus dem Publikum gestellt werden können.

Wóycicki: Gut, dann diskutieren wir jetzt ernsthaft. 1968 ist, glaube ich, kaum ein europäisches Datum, weil es sich in jedem Land sehr unterschiedlich darstellte. Wie ich 1968 in Deutschland beurteile? Die Westdeutschen lebten in großer Bequemlichkeit und aufgrund ihrer Geschichte mit enormen Komplexen. All diese linken Sekten, die manchmal durchaus sehr sympathisch waren, versuchten daraus auszubrechen. Das war wie eine Revolte in einem Kindergarten. Mit dem Schutz der Amerikaner im Rücken konnte man in dieser Bequemlichkeit auch gerne einmal radikal revoltieren – beispielsweise gegen deutsche autoritäre Traditionen. Nur unsere heutige Diskussion hat einen ganz anderen Hintergrund, nämlich die Tatsache, dass die Geschichte Ostmitteleuropas unter vollkommen anderen Bedingungen verlief.

Es ließe sich auch die Frage stellen, inwieweit die ganze Revolte von 1968 in Deutschland das, was im Osten passierte, überhaupt rezipiert hat und ob diese Rezeption adäquat war. Ich habe sehr viele Freunde bei den Grünen, die auch häufig in den Osten gereist sind, sich mit den Menschenrechten beschäftigt haben usw. Aber die SPD war eine absolute Katastrophe, was die weitere Phase der Ostpolitik anbetraf. Ich kann Ihnen eine Anekdote erzählen: Ich war 1989 Gesandter der Solidarność-Bewegung und habe mich am Langen Eugen in Bonn mit Herrn Bahr getroffen, um ihn über unsere Pläne zu informieren. Und Herr Bahr sagte zu mir: »Herr Wóycicki, wissen Sie, in Warschau, da ist es so, dass unsere Politik da nicht ganz stimmt, in der DDR gibt es Schwierigkeiten« – das war einige Tage vor dem Mauerfall –, »aber in der Tschechoslowakei, in Prag stimmt unsere Politik hundertprozentig.« Ich hab mir damals gedacht, das ist Realpolitik. Das war natürlich eine große Enttäuschung für uns, weil die SPD eine linke Partei war und sehr große Teile der Solidarność-Bewegung sich als eine linksorientierte Bewegung definiert haben, und keine Hilfe ist aus dieser Reihe gekommen oder nur sehr, sehr wenig Hilfe.

»Die Westdeutschen lebten in großer Bequemlichkeit und aufgrund ihrer Geschichte mit enormen Komplexen. All diese linken Sekten, die manchmal durchaus sehr sympathisch waren, versuchten daraus auszubrechen. Das war wie eine Revolte in einem Kindergarten. Mit dem Schutz der Amerikaner im Rücken konnte man in dieser Bequemlichkeit auch gerne einmal radikal revoltieren.«

Kazimierz Wóycicki

Nun zu dir, Gerd, mein Freund. Ich lese alles, was du schreibst, gerne und mit großem Interesse. Aber der Vietnamkrieg, das ist eine prinzipielle Diskussion: Wäre Vietnam nicht über mehrere Jahre hinweg von den Amerikanern zu einem Zeitpunkt verteidigt worden, als die Machtstellung der Russen sehr stark war, hätte sich der Kommunismus vielleicht viel weiter in der Welt ausbreiten können. Denn das war eine überaus heikle Zeit, als noch die Gefahr bestand, dass der Kommunismus die Welt erobern könnte. Lasst uns bitte die Diskussion über die Weltpolitik ernst nehmen und nicht in idealistische pazifistische Kategorien verfallen. Man ist in dieser Welt nicht nur Pazifist. Dass die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg dort, wo um die Freiheit anderer gekämpft wurde, Pazifisten sein wollten, anstatt zu kämpfen, erstaunt mich. Die Geschichte nach 1945 war in den osteuropäischen Ländern kein Kindergarten. Dort herrschte keine Bequemlichkeit, sondern der Stalinismus. Es geschahen schreckliche Dinge. Die deutsche Geschichte ist in diesem Punkt sehr geteilt, und wir sollten mit dem Bewusstsein, wie unterschiedlich unsere Geschichte ist, eine ernsthafte gemeinsame europäische Debatte beginnen.

Templin: Lieber Kazik, neben dir sitzt weder ein Pazifist noch ein Anti-amerikaner, und ich glaube, dasselbe gilt auch für Gerd. Wenn du aber nicht bereit bist, im amerikanischen Vietnamkrieg auch die ungeheuren Verbrechen und die falsche Kriegsführung zur Kenntnis zu nehmen, ist das stark einseitig. In solchen Schwarz-Weiß-Kategorien, die nur Pazifisten oder klassische Anti-amerikaner kennt, lässt sich nicht diskutieren.

Vietig: Entschuldigung, jetzt muss ich als Moderator doch eingreifen. Wir können hier keine Diskussion über die amerikanische Vietnampolitik beginnen. Zum Schluss bitte noch einmal ganz kurz Gerd Koenen.

Koenen: Gestehen wir uns doch zu, dass verschiedene Entwicklungen dieser Generation auch durch alle möglichen Wirrungen und Irrtümer hindurch gegangen sind. Die Deutschen einfach als »pazifistisch« zu beschreiben, entspricht zum Beispiel uns 68ern überhaupt nicht. Unser Problem bestand ja eben darin, dass wir uns plötzlich mit Schlagworten wie »Waffen für den Vietkong« oder »Sieg für den Volkssieg« mit der anderen Seite identifizierten und die USA plötzlich als das Weltböse schlechthin beschrieben. Meine Kritik geht heute daher in eine ganz andere Richtung. Denn das Schlimmste, was die USA dort begangen haben, abgesehen von all den Toten und Bomben, ist gerade, dass sie

diesen extremen kommunistischen Regimen im 20. Jahrhundert erst den Weg bereitet haben. Durch die vollständige Zerbombung der dortigen Gesellschaften haben sie ihnen die innere Widerstandsfähigkeit genommen. Aber das ist eine andere Diskussion.

Um auf das Thema 1989 zurückzukommen – was die Entspannungspolitik angeht, bin ich in gewisser Weise mit beiden Positionen einverstanden. Mit Verlaub, Kazik, mit einer CDU, die nicht einmal die Ostverträge hätte abschließen wollen, wärt ihr ja wohl auch nicht glücklich gewesen. Und als du in den achtziger Jahren in der Bundesrepublik warst, waren merkwürdigerweise diejenigen, mit denen ihr am meisten zu tun hattet, gerade wieder wir zerzausten Ehemaligen der 68er-Bewegung im Umfeld der Grünen. Komischerweise waren es ausgerechnet wir ermüdeten Schwarmgeister, die noch am ehesten einen Instinkt für die sich dort im östlichen Europa entwickelnde Graswurzelbewegung hatten. Sicherlich war die Grüne Partei in den achtziger Jahren noch immer mit tausend Illusionen »gepflastert«, ebenso wie übrigens auch die Ökologie- und Friedensgruppen in der DDR. Aber die Kulminationen der, wenn Du so willst, pazifistischen Blauäugigkeit waren gar nicht mehr eine Sache der Linken, sondern eines Großteils der westdeutschen und europäischen Öffentlichkeit in ihrer Gorbimanie. Wenn ich das heute nüchtern betrachte, trägt das Ganze fast schon kuriose Züge, denn eigentlich war Gorbatschow ja noch einmal mit dem ganzen Pathos einer sozialistischen Erneuerung angetreten. Aber so war es eben: dass der Weg zu einer friedlichen Implosion dieses überrüsteten sowjetischen Machtblocks – übrigens in einer vorher so nicht da gewesenen Situation tiefsten Friedens – 1989 von einer Woge illusionärer Erwartungen in Gorbatschows Perestroika begleitet wurde. In gewisser Weise waren sie vielleicht sogar notwendig. Niemals hätte man die Zustimmung einer sowjetischen Führung zu dieser Wiedervereinigung Europas bekommen ohne Gorbatschows eigene Illusionen und ohne die ihm zufliegenden Herzen aus der ganzen Welt, insbesondere aus Deutschland. Wenn man so will, war dieses 1989 eine Komödie der Irrungen und Wirrungen in ihrer schönsten Form. Aber das ist häufig der Gang der Geschichte, die sich nur selten an ein klares Pro und Kontra hält, sondern manchmal über ganz und gar paradoxe Wechselwirkungen verläuft.

Vietig: Wir werden hier natürlich nicht zu einem Schluss kommen, um den großen Bogen schlagen zu können, aber Štěpán Benda bat noch einmal um das Wort.

Benda: Ich muss doch noch einmal auf das Thema Vietnam zurückkommen. Denn ich gehörte zu denjenigen, die als Freiwillige nach Vietnam gehen wollten, um mit den Amerikanern gegen die Kommunisten zu kämpfen. Dann hab ich es mir noch einmal überlegt und meine Einstellung zu diesem Krieg geändert. Denn ich habe gesehen, dass er nicht zu gewinnen ist, weil er zu einem nationalen Befreiungskrieg der Kommunisten geworden war. Das hörte bei mir in dem Moment auf, als General Westmoreland sagte: »Geben Sie mir die taktischen Atomwaffen, und ich mache mit dem Ganzen in sechs Monaten Schluss.« Zum Jahr 1989 möchte ich noch hinzufügen, dass ich Präsident Reagan und die Rolle, die er beim Zusammenbruch des Kommunismus spielte, trotz seiner minderen intellektuellen Kapazität sehr bewundert habe. Denn damit hängt auch ein Kapitel der deutschen Geschichte zusammen wie die Friedensbewegung und die doppelte Nachrüstung. Denn sie war die eigentliche ökonomische Ursache dafür, dass die Sowjetunion nicht in die zweite Runde der Aufrüstung gehen konnte und, wie Sie das so klug ausgedrückt haben, implodierte. Das ist auch mit ein Verdienst von Ronald Reagan.

Vietig: Vielen Dank, Herr Benda. Da überall die Wurzeln für das Jahr 1968 völlig unterschiedlich waren, ist auch klar, dass die Folgerungen für das Jahr 1989 unterschiedlich ausfallen mussten. Eigentlich haben wir unsere Zeit erfüllt, aber zwei oder drei Wortmeldungen aus dem Publikum würde ich noch annehmen.

Tubermann: Mein Name ist Ulrich Tubermann, ich habe hier 1957 Abitur gemacht, bin also rund zehn Jahre älter als die 68er. Ich wollte in diesem Rahmen doch einmal darauf hinweisen, dass wir uns durchaus schon Anfang der fünfziger Jahre mit Politik beschäftigt haben, wenn auch in anderer Form. Statt solch expressiver Formen wie Demonstrationen, Anschuldigungen und überhaupt sehr harten Kampfmethoden haben wir diskutiert. Einige werden sich sicherlich noch an die Darmstädter Gespräche Anfang der fünfziger Jahre hier in der Otto-Berndt-Halle erinnern können. Mein erstes Erlebnis mit den 68ern, Herr Benz, ist beim SDS gewesen. Ich sollte ungefähr 1966 als junger wissenschaftlicher Mitarbeiter im Entwicklungsbereich im Auftrag meines Instituts vor Mitgliedern des SDS einen Vortrag halten. Dieser Vortrag wurde für mich zu einem Schlüsselerlebnis, denn eine derartige Behandlung hatte ich bislang noch nicht erlebt. Mir brach ein derartiger Hass entgegen, allein weil ich beim Deutschen Institut für Entwicklungspolitik arbeitete. Man steckte mich pauschal in die Schublade »Kapitalist, Ausbeuter, Kolonialist«. Das war

eine völlig eigenartige Freund-Feind-Diskussion. Ich kritisiere an der Bewegung der 68er vor allem drei Dinge: Der eine Punkt betrifft die Umgangsformen. Wenn man an der FU in Berlin miterlebt hat, wie die Professoren behandelt worden sind, fühlte man sich an SA-Methoden erinnert. Dabei handelte es sich zumeist um Professoren, die aus der Emigration zurückgekehrt waren und uns zu vermitteln versuchten, wie man sich in einem freiheitlichen Rechtsstaat für Menschenwürde und Freiheit einsetzt. Der zweite Punkt betrifft die Kritiklosigkeit, mit der das Gedankengut von Marx, Engels, Lenin oder Mao übernommen wurde, obwohl man die Verhältnisse im Ostblock kannte. Jeder wusste, was in der DDR 1953 oder 1956 passiert war. Wie konnte man hier mit einem Mao-Buch in der Hand spazieren gehen, einem Mann huldigen, der Millionen Menschen umgebracht hatte? Mein dritter Kritikpunkt betrifft den gesellschaftlichen Einfluss der 68er. Ich muss es leider so sagen, aber die Generation unserer Kinder ist von den 68er-Lehrern völlig versaut worden. Sie wollen das nicht hören, es ist aber so. Es wurden antiautoritäre Erziehung und Hedonismus gepredigt, und diese Leute hatten es später außerordentlich schwer, im Beruf Fuß zu fassen. Meine Generation kann über die 68er leider nichts Positives sagen. Vielen Dank.

Vietig: Die Diskussion hier oben war schon kontrovers. Aber wir merken, im Saal sind noch mehr Kontroversen vorhanden. Bitte eine Frage, die sich ans Podium richtet.

Publikum: Ich bin kein 57er, sondern 68er. Wir haben hier sechs 68er gehört, und man hatte das Gefühl, dass es nichts Gemeinsames gibt. Da bin ich anderer Meinung. Das Gemeinsame besteht zunächst schon einmal darin, dass man im Jahre 1968 wie auch in den Jahren davor in einer bleiernen Zeit lebte. Der Ost-West-Gegensatz war ein Faktum. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass die 68er im Westen auf die andere Seite guckten und sich die Frage stellten: Wie ist denn Sozialismus? Wie könnte er sein? Müssen wir im Westen unabänderlich mit einem Kapitalismus leben, der uns schließlich auch desillusioniert? Und umgekehrt verhielt es sich genauso. Das ist das Gemeinsame. Moral spielte dabei eine große Rolle, wir hatten eine



Generation von Moralisten mit all den Problemen, die sich daraus ergeben. Denn man konnte natürlich auch wie Ulrike Meinhof in das andere Extrem verfallen. 1989 hat eine Generation eine Brücke gebaut von Ost nach West und umgekehrt. Insofern besteht zwischen 1968 und 1989 durchaus eine Verbindung.

Publikum: Guten Abend, ich bin Lehrer an der Lichtenbergschule, Franzose und habe mich sehr lange geduldig verhalten. Aber als Franzose frage ich mich, wie man überhaupt eine derartige Veranstaltung machen kann und Paris dabei vollkommen außen vor lässt? Sie lachen, aber ich frage mich, warum nicht ein Herr Cohn-Bendit mit auf dem Podium sitzt? Ist er vielleicht zu schwer einzuladen? Sein Verdienst ist es, dass er im Europäischen Parlament noch immer versucht, die Welt zu verbessern, während Sie vielleicht bequem auf Ihren komfortablen Uniseseln sitzen. Als Anmerkung zu Herrn Benz wollte ich noch darauf hinweisen, dass in Frankreich die Frühschriften von Marx ganz anders rezipiert werden, beispielsweise seine Überlegungen »Zur Judenfrage«, dem vielleicht frühesten Fall von jüdischem Selbsthass. Auch die Wahrnehmung der Verbindungen zwischen Polen und Prag ist anders. Nehmen wir nur einmal Kunderas »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins«, das in Frankreich ein Kultbuch ist. Für uns Franzosen besteht 1968 aus Prag und Paris, alles andere ist irrelevant. Auch weiß man zwar, dass es einmal zwei Deutschlands und eine Mauer dazwischen gab, mehr aber interessiert uns Franzosen eigentlich nicht. Auch, was die Verbindung zwischen 1968 und 1989 und die Rolle Amerikas angeht, dazu ließe sich eine Menge sagen. Ab 1965 verbreitet sich in der französischen Gesellschaft mit dem Austritt aus der NATO eine deutlich antiamerikanische Strömung. Nicht zuletzt hat man in Frankreich eine lange kommunistische Tradition trotz kommunistischer wie auch maoistischer Prägung. Auch vergisst man jemanden wie Sartre und seine Besuche im Ostblock. All diese Punkte haben mir heute sehr gefehlt.

Benda: Ich würde gerne darüber diskutieren, denn ich bin 1968 zehn Tage nach der Besetzung nach Frankreich gegangen, um dann anderthalb Jahre lang in Paris zu leben. Daniel Cohn-Bendit kannte ich damals noch aus Frankfurt, doch so problemlos, wie Sie das hier darstellen, war das mit den Beziehungen zwischen den Studenten in Paris und denen in Prag nicht. Wir haben beispielsweise zu Beginn der Mai-Ereignisse im Studentenparlament in Paris diskutiert, ob wir gemeinsam mit den Pariser Studenten eine Solidaritätsresolution verabschieden sollten. Die Mehrheit

hat sich dann aber dagegen entschieden und gesagt: »Wir wissen gar nicht, ob sie nicht doch einen größeren Einfluss des Kommunismus wollen.« Es gab viele Trotzlisten, und ich könnte Ihnen ganze Geschichten darüber erzählen, wie sie uns tschechische Studenten gerade im Herbst 1968 belagert haben, um uns für ihre Sache zu gewinnen. Aber Sie haben Recht, das haben wir versäumt, hier anzusprechen, weil leider kein Franzose mit auf dem Podium saß.

Vietig: Wir haben uns nun dieses Mal darauf konzentriert, den Blick nach Osten zu richten. Das ist eine spezielle Problematik, und es sollte kein antifranzösischer Akzent dabei sein.

Wóycicki: Ich kann mir hier auf dem Podium nicht nur Cohn-Bendit vorstellen, sondern auch zum Beispiel André Glucksmann oder Bernard-Henri Lévy, die heute alle unterschiedliche Positionen einnehmen. Ernst war es 1968 allein in Prag, ansonsten war das ein Kindergarten. Sie haben sich mit gewissen Emotionen darüber beklagt, dass auf dem Podium kein Franzose sitzt. Ich würde sagen, die Hauptstadt Europas ist heute Brüssel und nicht Paris. Obwohl es immer angenehm ist, mit Franzosen zu diskutieren, manchmal ist es auch interessant ohne sie.

Templin: Ich weiß nicht, ob tatsächlich der Eindruck entstanden ist, es gebe nichts oder nur kaum Gemeinsames. Bei all den zu Tage getretenen Unterschieden sehe ich doch eine ganze Menge an Gemeinsamem. Vielleicht genieße ich auch den Vorteil, dass ich einige der hier Sitzenden ziemlich gut kenne und öfter mit ihnen zu tun habe. Denn eine Gemeinsamkeit ist auf jeden Fall die eingreifende Haltung, die mit der Zeit noch gewachsen ist, was sehr eng mit 1989 zu tun hat. Was ich damit meine? 1989 war alles andere als eine »Nachholrevolution«, wie sie Habermas genannt hat, ein Begriff, den ich völlig unpassend finde. 1989 war ein europäisches Ereignis, eine Kette friedlicher Befreiungsrevolutionen und in dem Sinne vielmehr eine vorausseilende als eine nachholende Revolution. 1989 geht der Eiserne Vorhang auf und der ausgeschlossene Teil Europas erlangt Demokratie, Frieden, Wohlstand und einen sozialen Kompromiss, während die anderen, die dort längst sitzen, sich verwundert die Augen reiben. Mit Eingreifen meine ich das Bemühen derjenigen, die das Historische dieser Bewegung 1989 gespürt haben und im Osten Europas dafür eingetreten sind, dass die neuen Reformstaaten heute da sind, wo sie sind – nämlich in der EU. Es bedeutet, sich nicht mit dem Status quo zufrieden zu geben, wenn es beispielsweise damals im deutsch-deutschen

Verhältnis hieß: »Was wollt ihr denn? Gebt doch Ruhe. Ihr seid doch jetzt im sicheren Hafen Bundesrepublik gelandet.« Wie wenig sicher dieser Hafen aber ist und wie wenig das alte Modell Bundesrepublik bereits 1989 passte, zeigte sich in den Jahren danach. Wichtig ist die kritische Auseinandersetzung mit alten Konstruktionen, Idealen und Utopien, was unabhängig von unterschiedlichen Erfahrungen und beruflichen Profilen ist. Hier würde ich auch die Bemerkung unseres französischen Partners korrigieren wollen. Daniel Cohn-Bendit verkörpert für mich den Anspruch und sicherlich auch das Bemühen um Verbesserung, aber dies kann er von einem gut gefederten Sitz im Europäischen Parlament aus tun. Hier oben sitzen keine Etablierten. Ich sehe hier vielmehr gleich mehrere Freiberufler sitzen, mich selbst mit eingeschlossen, die den Antrieb für ihr Engagement weiß Gott nicht daraus gewinnen können, dass sie sich am oberen Ende materieller Absicherung befinden.

Vietig: Vielen Dank, Wolfgang Templin. Ich denke, wir belassen es bei diesem Schlusswort, und ich bitte noch Dieter Bingen, das Wort zu ergreifen.

Publikum: Ich möchte noch etwas sagen, weil die ganze Diskussion davon geprägt ist, dass Sie immer noch sehr stark im Blockdenken verfangen sind. Ich habe das Gefühl, dass wir damals als Schüler einen dritten Weg versucht haben. Uns ging es damals nicht um Stalinismus oder Kapitalismus, sondern um das Engagement von unten. Wir haben uns für die Verhafteten der Solidarność eingesetzt. Wir sind nach Polen gefahren, haben Patenschaften übernommen, Pakete geschickt usw. Und es waren die Staaten, Regierungen, staatstragenden Parteien – und dazu gehörten auch SPD und CDU –, die uns damals gesagt haben: »Mischt euch nicht ein, umso stärker werden die Unterdrückten sonst misshandelt. Überlasst die Politik den Regierungen.« Inwieweit lähmt uns dieses Denken in Blöcken bis heute, dass wir nicht überlegen, was für eine Gesellschaft wir eigentlich haben wollen?

Bingen: Meine Damen und Herren, ich danke zuerst dem Podium, dem Moderator und den Teilnehmern Herrn Benz, Herrn Benda, Herrn Wóycicki, Herrn Templin und Herrn Koenen. Was hier verbindet, ist, vom Jahr 1968 abgesehen, offensichtlich eine große Lebendigkeit und Diskussionsfreude. Es gab im Rahmen dieser deutsch-polnischen Podiumsgespräche nur wenige Diskussionsrunden, die so lebhaft und aufeinander bezogen verlaufen sind, wie es heute der Fall gewesen ist. Das belegt die Aktua-

lität des Themas. Was hier an Kontroversen zum Teil auch ungelöst stehen bleiben musste, zeigt nur, dass wir gemeinsam an diesem Europa arbeiten. Wir können natürlich nicht an einem Abend die ganze Weltgeschichte berücksichtigen.

Sie sind nun noch herzlich zu einem Umtrunk eingeladen, bei dem Sie die Diskussionen fortsetzen können. Nochmals herzlichen Dank für Ihr Interesse und einen schönen Abend. Auf Wiedersehen.



Štěpán Benda ist Filmemacher und Kameramann aus Prag und lebt heute in Berlin. Als Stiefsohn des Schriftstellers Antonin Liehm (Emigrant und Gründer von LETTRE INTERNATIONAL) erlebte Benda den Prager Frühling in intellektuellen Kreisen und engagierte sich als Studentenaktivist. Eine Auswahl seiner wichtigsten Filme: »Der entwendete Brief« (Regie), 1988; »Dana Lech« (Kamera), 1990.



Peter Benz war 1968 aktives Mitglied der Jungsozialisten in Darmstadt und Südhessen, von 1993 bis 2005 Oberbürgermeister von Darmstadt und ist heute Vorsitzender des Darmstädter Förderkreises Kultur e.V.



Gerd Koenen lebt als freier Schriftsteller und Publizist in Frankfurt am Main. Seine Artikel über Mittel- und Osteuropa erscheinen in führenden überregionalen Zeitungen. Für sein Buch »Der Russland-Komplex« erhielt er 2007 den »Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung«. 1966 begann er mit dem Studium der Romanistik, Geschichte und Politikwissenschaften in Tübingen, 1968 wechselte er nach Frankfurt am Main und war dort im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) aktiv, in der Basisgruppe Historiker sowie in einem neo-leninistischen Zirkel. Seit 1980 Sympathisant der »Solidarność« und der Demokratiebewegungen im Osten Europas, hat er zahlreiche Publikationen zu Polen und Ostmitteleuropa veröffentlicht. Seit 2008 ist er als Senior Fellow am »Freiburg Institute for Advanced Studies« (FRIAS) mit einem Projekt zur vergleichenden Geschichte des Kommunismus im 20. Jahrhundert beschäftigt.



Wolfgang Templin lebt als freiberuflicher Publizist in Berlin. 1968 absolvierte er eine Ausbildung für Information und Dokumentation in Ostberlin und schloss sich in den siebziger Jahren einem inoffiziellen trotzkistischen Studentenzirkel an. Während eines Studienaufenthaltes in Warschau 1976–1977 nahm er Kontakt zur polnischen Opposition auf. Templin trat 1983 aus der SED aus und wurde dar-

aufhin als wissenschaftlicher Mitarbeiter mit Berufsverbot belegt. Er arbeitete in der Folgezeit u.a. als Putzhilfe, Waldarbeiter und Heizer und war aktives Mitglied der Menschenrechtsgruppen und der Opposition in der DDR. Templin ist Mitglied von Bündnis 90/Die Grünen und seit 1989 im Bereich der politischen Bildung mit Schwerpunkt Ostmitteleuropa tätig.



Jürgen Vietig studierte in München, Krakau und Berlin und volontierte beim RIAS BERLIN. Er arbeitete unter anderem für den SÜDWESTFUNK, die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG und den DEUTSCHLAND-FUNK, bis er 1994 als ARD-Korrespondent nach Warschau ging. Von 1999 bis 2002 war er Leiter der Parlamentsredaktion von DEUTSCHE WELLE-TV in Berlin. Zurzeit ist er als Programmkoordinator des

Projekts »Medien – Mittler zwischen den Völkern« der Robert Bosch Stiftung tätig.



Kazimierz Wóycicki ist Publizist, Kritiker und Zeit-historiker. 1968 Student an der Universität Warschau, engagierte er sich in den achtziger Jahren als Bürgerrechtler und nahm 1988–1989 als Sekretär des Bürgerkomitees unter Lech Wałęsa an den Gesprächen des Runden Tisches teil. 1990–1993 war er Chefredakteur der Tageszeitung ŻYCIE WARSZAWY, anschließend Leiter der politischen

Abteilung im Nachrichtenprogramm des Polnischen Fernsehens TVP. In den Jahren 1996–1999 bzw. 2000–2004 war er Leiter der Polnischen Institute in Düsseldorf und Leipzig. Derzeit ist Wóycicki im Amt für Kriegsveteranen und Verfolgte in Warschau sowie als Dozent an der Universität Warschau beschäftigt. Er ist Autor zahlreicher Publikationen zu Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen.

Podiumsgespräche des
Deutschen Polen-Instituts Darmstadt
Heft 10

Herausgegeben
vom Deutschen Polen-Institut Darmstadt e. V.
Redaktion: Bettina-Dorothee Mecke

Gefördert vom Auswärtigen Amt

Fotos: Günther Jockel
Graphic Design: Regina Schüle
Herstellung: Ph. Reinheimer GmbH Darmstadt
Darmstadt 2009

ISSN 1612-3808